Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 8 (2001)
Heft: 86

Rubrik: Flaschenpost

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

:FLASCHENPOST
von Benito Boari aus Kyoto

Benito Boari, 1963, ist Architekt und lebt in St.Gallen; zwischendurch zieht es ihn nach Asien und in die Karibik

Auf den Menschen **GEKOMMEN**

Nostalgie sagt mir nichts. Kyoto wäre sonst ein idealer Ort, um in die Stimmungen des alten Japan einzutauchen. Wenn ich die Stadt besuche, bin ich immer wieder überrascht, wie wenig sich seit meinem ersten Mal verändert hat. Das war vor dreizehn Jahren, ich ging hin, um etwas über Ostasien und seine Architektur zu erfahren. Ich kaufte nur einen einfachen Flug, weil ein Retour-Ticket für mich kein Symbol für Aufbruch in eine neue Welt war.

Bei den Reisevorbereitungen dachte ich an alles – ausser wo ich mit Japan nach meiner Ankunft anfangen soll. Und schliesslich sass ich in meinem kleinen Zimmer im Studentenheim. Es war ein kompaktes Raumgefühl wie in einem Würfel und sah echt japanisch aus. Der Boden gelbe Reisstrohmatten mit schwarzen Borten, die Wände aus grüner Erde. Dann gab es ein liegendes Doppelfenster aus Papier und einen Wandschrank mit grossen Schiebetüren. In der Mitte stand der niedrige Tisch mit der Teekanne und dem Stapel der mitgebrachten Bücher, die ich immer schon lesen wollte. Die Nachmittage waren sonnig und still. Ich trank Tee und las. Am Abend fühlte ich mich immer besonders alleine. Um die Abende zu verkürzen, zögerte ich das Nachtessen hinaus, machte mehr Tee und zwang mich weiterzulesen. Ich kannte keinen Menschen, und mir wurde klar, dass Bücher nicht trösten können. Bald war die Einsamkeit stärker als die Exotik.

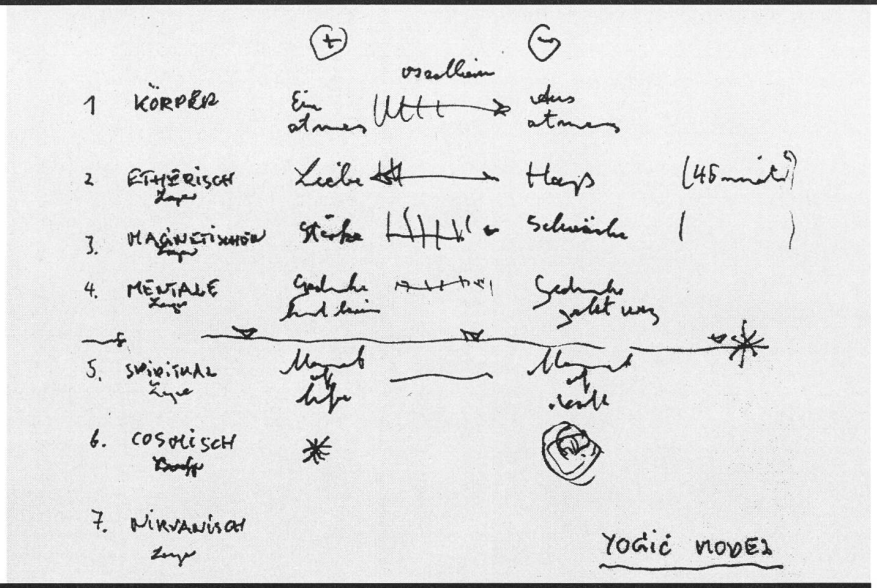
Von den Studenten sprach nur Nakasaki-San (San: jap. Anrede für Erwachsene) ein wenig Englisch. Nakasaki war älter als die anderen und hatte Hippie-Vergangenheit; jetzt studierte er Recht. Beim Erzählen lachte er viel, und mit seiner schwarzen Hornbrille sah er aus wie ein japanischer Politiker aus unseren Zeitungen. Er kümmerte sich sehr um mich, hatte aber wenig Zeit,weil er immer lernte. So sah ich schnell, dass mit Englisch allein nichts zu machen war und heftete in der Universität eine Deutsch-gegen-Japanisch-Anzeige an die Wand. Es meldete sich ein Student aus Hiroshima. An Deutsch hatte er kein Interesse, aber als angehender Mittelschullehrer wollte er wissen, ob es möglich ist, einem Ausländer Japanisch beizubringen. Mein erster Kontakt war geknüpft.

BEGEGNUNG MIT DEM MEISTER

Johns Parties gehörten zu den aufregenden Dingen in Kyoto. Ich sass mit zwei Kimono-Schneiderinnen am Tisch und wusste: Kimono ist gut, weil Kultur. Sie waren gar nicht einverstanden und erklärten mir langsam und deutlich wieso. In Japanisch. Ich verstand nichts. John sprach fliessend und übersetzte: «Sieh Benito, es ist enorm aufwendig, einen kyotoer Kimono herzustellen. Du arbeitest wochenlang an einem Stück und verdienst nichts. Die Stelle zu wechseln nützt dir auch nichts, weil sich die Fabrikanten untereinander absprechen und so die Löhne tief halten.» Ich war beeindruckt. Wie konnte ein Amerikaner Japanisch sprechen und obendrein so viel über Kultur wissen?

Johns Jacke war mit Ansteckern übersät. Ich entdeckte ein Schweizerkreuz. «Wirklich?», lächelte er und sah mir in die Augen: «Nimms dir!» Sein Charme bezauberte mich. Das ist also Amerika, dämmerte es mir. Etwas anderes in mir sagte, dass er zu jenen Menschen gehörte, vor denen man mich zu Hause gewarnt hatte. Ob ich mich für traditionelle Architektur interessiere, wollte er weiter wissen. Hier in Kyoto sei nämlich ein Wissenschaftler, der den japanischen Garten nicht als Raum-, sondern als Zeit-Phänomen beschrieben habe. Er heisse Günter Nitschke, und hier sei die Publikation. Ich las, dass der bewusste Gang durch die Tempelanlage die Sinne anrege und die Seele zur Meditation einstimme. Ich musste diesen Günter kennenlernen, und John versprach, mich mit ihm zusammen einzuladen. Das Warten war unerträglich, aber der Tag kam.

«Freunde!», strahlte er und trat mit erhobenen Armen herein. Günter war gross, hatte blaue Augen und weisse lange Haare. Ich ging zu ihm hin und sagte, ich sei aus der Schweiz und ob ich bei ihm arbeiten könne. Er wollte Zeichnungen von mir sehen und schlug einen



Termin in der Lobby des Kyoto-Hotels vor. Ich wusste nicht, was eine Lobby ist und er sagte, das sei der grosse Raum dort, wo man unten ins Hotel hineingehe. Es war ein gutes Gefühl, etwas Selbstverständliches nicht wissen zu müssen. Als ich die Hotelhalle betrat, erwartete er mich eine englischsprachige Zeitung lesend und mit einer Zigarette im Mund. Ich begann mich als Teil der grossen Welt zu fühlen. «Ist in Ordnung», sagte er die Zeichnungen begutachtend, «du kannst bei mir anfangen.»

Und so kam es, dass er ein Buch über Gärten schrieb und ich es illustrierte. In den Mittagspausen erzählte mir Günter Geschichten aus seinem Leben. In den 70er-Jahren war er Professor für ostasiatische Architektur in Boston. Asien war zu jener Zeit «in», und weil er es als geheimnisvolles Ganzes vermittelte, war sein Lehrstuhl legendär. Um sich vor desinteressierten StudentInnen zu schützen, liess er bei den Antrittsvorlesungen Namenslisten zirkulieren und forderte die Anwesenden auf, jene Punktzahl einzusetzen, die sie in ihren Zeugnissen sehen wollten. Dann teilte er mit, für seine Vorlesung bestehe von jetzt an keine Besuchspflicht mehr. «Das hat denen oben nicht gefallen», sagte er. Der Universitätsbetrieb war für ihn Symbol verpassten Lebens und Nährboden für Ehrgeiz. «Menschen, die in einem Tunnel sitzen und ihre Träume wie Tapeten auf die Wände kleben. Wenn die wüssten, dass am Ende Licht ist …»

Günter zu begegnen, war für mich einzutreten in eine neue Welt. Er war entspannt in seinen Stellungnahmen und moralisierte nicht. Umso mehr verströmte er Heiterkeit und machte Unsichtbares sichtbar. Als das Buchprojekt zu Ende war, fragte er mich, was ich als nächstes tun wolle, obwohl er es wusste: «Natürlich kannst du bei Ando in Osaka als Sklave arbeiten, aber vielleicht ist hier in Kyoto etwas, das dich mehr interessiert.»

RAUHER WIND IN OSAKA

Nichts interessierte mich zu jener Zeit mehr als Tadao Ando. Seine Bauten wurden in der Schweiz ab etwa Mitte der 80er Jahre publiziert und waren in der Form streng reduziert und ganz aus Beton gebaut. Wo bei uns Architekten noch um ein Flachdach kämpften, setzte Ando seine Schachteln zwischen bestehende Häuser hinein wie Goldzähne. Ich war hin und wollte nichts anderes als zu ihm, um herauszufinden, wie das gemacht wurde. Es gelang.

Das Büro war nahe Osaka-Umeda. Umeda heisst Pflaumenfeld, aber davon war nichts mehr zu sehen. Aus dem einstigen Idyll war Stadtwüste geworden. Verkehrs-Chaos und dick verdreckte Quartiere kilometerweit. Über den Strassen Hochstrassen, die die Sonne verdunkelten. Nachts, wenn Ruhe einkehrte, ratterten die Bahnen wie lange Glühwürmer über einen hinweg. An den Haltestellen öffneten sich Schiebetüren und die Fahrgäste huschten ins Dunkel hinaus. Wie in Terry Gilliams ‹Brazil›, dachte ich. Die Nebenstrassen waren nur düster beleuchtet, und der 24-Stunden-Laden mit seiner grossen Scheibe und dem klinischen Neonlicht wirkte wie ein Riesenlampion von einem anderen Stern. Für mich gehörte es zur Grossstadt-Romantik, dort spät in der Nacht einkaufen zu gehen. Alles im Laden war in Plastik verschweisst: Blumen, Brötchen, Geburtstagskarten. Hinter der Kasse sass übermüdet ein bleicher Student. Er spulte die Einkäufe ab, ohne etwas zu sagen. Nichts mehr von japanischer Tradition; nur noch Science-Fiction. Ich verstand: hier wurde Kultur nicht konsumiert, sondern gemacht. Es konnte losgehen!

Andos Betrieb war streng durchgeregelt, wir arbeiteten elf Stunden am Tag. Er selbst wurde nicht beim Namen, sondern «Sensei» (jap. der Eher-Geborene) genannt. In einem Interview verglich Sensei seinen Betrieb mit einem Samuraischloss: Höchstleistungen könnten nur durch Gehorsam und totalen Einsatz erreicht werden. Wahrscheinlich wurde das saubere Büro deshalb jeden Morgen eine Stunde lang geputzt. Das sei ein Einstiegsritual, sagten meine Kollegen. Wie im Zen-Kloster, dachte ich und schrubbte. Nach der Arbeit studierte ich die Kirschholz-Modelle der weltbekannten Bauten. Technische Fragen zur Architektur waren erlaubt, inhaltliche weniger. Fragen, die die Bürodisziplin betrafen, waren verboten. Ich fand das nicht in Ordnung. Wenn es mir nicht passe, könne ich ja gehen, sagten meine Kollegen. Die Bevölkerung Japans betrug zu jener Zeit 120 Millionen Menschen. Das gab viele ArchitekturstudentInnen, und fast alle wollten bei Ando arbeiten.

Im zweiten Monat war Vollversammlung. Ein Projektleiter hatte bei einem Modell eine Ecke verletzt, weil er vor der Präsentation in Zeitnot war und anstelle der Bahn das Taxi nahm. Ando schrie ihn vor uns allen an, ohrfeigte ihn ununterbrochen und stiess ihn von sich weg gegen die Bücherwand. Dann riss er ihn wieder her und stellte ihn in die Mitte. Der Mann stand mit hochrotem Kopf da und verbeugte und entschuldigte sich unaufhörlich. Dann wieder Ohrfeigen. Auf der Galerie arbeitete Andos Frau mit dem Rücken zu uns und tat, als wäre nichts. Ich war schockiert. Nach der Sitzung fragte ich, was das alles zu bedeuten habe. Es käme jeden Monat einer dran, sagten meine Kollegen, und eine abgebogene Ecke sei eine nichtige Sache. Aber es gehe dem Meister nicht ums Modell, sondern um das Aufrechterhalten der Disziplin. «Aber er hat ihn über zwanzig Mal ins Gesicht geschlagen», sagte ich entsetzt. «Bei uns wäre das ein Fall fürs Arbeitsgericht.» Hier sei Japan, und als ehemaliger Berufsboxer kenne er die Limite; er würde nie jemanden verletzen.

Einen Monat später musste ich das Büro verlassen. Weil neue Architekten eingestellt würden, sagten sie. «Ist in Ordnung», sagte Günter, «du kannst bei mir in Kyoto weitermachen.» Es war Anfang April und Kirschblütenzeit. Mir gings gut.

Skizze: Yogisches Modell: ‹Anleitung zu höherem Bewusstsein› von Günter Nitschke